ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 4 **18. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»** **Zürich, den 28. Februar 1954**

INHALT: Was erwarten Sie vom Priester?: Bemerkungen zu einer Umfrage: der Priester als Gegenstand des öffentlichen Gesprächs — Ernste und wohlüberlegte Antworten — Ausserhalb der Kirche — Soziologische Stellung — Vor allem will man den geistlichen Menschen und man hungert nach der geistlichen Predigt — Der Ruf nach entsprechender Priesterbildung.

Solowjew und die katholische Kirche (Offener Brief von Prof. Szylkarski auf Grund der Gesamtausgabe der Werke Solowjews): N. O. Losskijs «Geschichte der russischen Philosophie» — Losskijs Missverständnis: ein unüberlegter Schritt Solowjews? — Ostkirche und römische Kirche nur de facto, nicht de iure getrennt — **Solowjews Grundgedanke:** Das ewige Reich als Ziel der allgeschichtlichen Entwicklung — 1. *Der junge Solowjew* und seine Auslegung der drei Versuchungen Christi — deren Einfluss auf Dostojewskijs Grossinquisitor — 2. *Der grosse Umschwung:* Die Universale Kirche um den Stuhl Petri geschart — Solowjews Kritik an der offiziellen russischen Kirche — Der Protestantismus der örtlichen Ueberlieferung — 3. *Beweisstellen aus seinen Schriften:* Ueber die Rechtgläubigkeit der russischen Kirche — den Daseinssinn der russischen Kirche — die Pseudo-Rechtgläubigkeit der russischen theologischen Schule.

Eine Mahnung an die Erbauer des kommenden Europas: 1. *Die Völker nach der biblischen Offenbarung:* Der Alte Bund: die «Völker» gottgewollt — daraus der Sinn des Turmbaus zu Babel und der folgenden «Zerstreuung» — Der Neue Bund: die Einheit im einen Herrn ist nicht die liberale Einheit — es bleibt die geschichtliche Sendung der Völker — 2. *Die Völker und Europa:* Konrad Weiss in seinem Kampf gegen die liberale strukturlose Weltverbrüderung — für das Vielseitige des Geschöpflichen — statt der grauen Internationale des Intellektes die Besonderheit der Nationen und Völker — die Ergänzung der Völker — Folgerungen für das kommende Europa.

Zum Fall Milovan Djilas in Jugoslawien: Sensationelle Gründe zu seinem Sturz: die Frauen — seine Anwärterschaft auf die Nachfolge des kranken Tito — Analyse der Artikel dieses «Ketzers» — Antirussische Haltung und Versuch, die Parteibürokratie zu überwinden — Wie kam Djilas zu diesen Ideologien? — Vormarxistische Quellen: Proudhon und der Einfluss des Westens — Djilas' Sturz eine Geste gegenüber Moskau, oder vielmehr eine immanente Notwendigkeit eines kommunistischen Staates?

Wie steht es mit dem Geburtenrückgang?: Eine Tabelle — Bedrohte Länder wie Finnland und Holland haben hohe Geburtenziffern — Trotz Verstädterung weist USA eine hohe Zahl auf — Frankreich steht über Deutschland.

Was erwarten Sie vom Priester?

Ergebnisse einer Umfrage

Soll man vor einem breiteren Leserpublikum überhaupt von den Priestern sprechen? Heisst das nicht die Geweihten entweihen und das, was in geschlossenem Kreis besprochen werden soll, unnötig ins Rampenlicht der Öffentlichkeit zerren?

Aber längst hat die Publizistik die Priester in das grelle Licht der Öffentlichkeit gestellt. Neben den Ärzteromanen sind die *Priesterromane* – immer noch – grosse Mode. Bei Claudel ist der Priester noch diskret in den Rahmen des Ganzen gestellt. Mit Bernanos' «Curé de campagne» wurde das schon anders und der Allgemeinheit die innere Problematik des Priesterdaseins vorgelegt. In Robinsons Bestseller «Der Kardinal» nimmt man die Menschlichkeiten der Priestergestalten noch mit verständnisvollem Lächeln zur Kenntnis. In Bruce Marshall werden Zeichnungen schon fast zur Satire. Die derbe Komik Guareschis Don Camillo ist vollends sehr diskutabel. Der Priester in Stefan Andres' «Wir sind Utopia» wird zwar am Ende gerettet, ist aber in Wirklichkeit nicht nur ein gefallener, sondern auch abgefallener Priester, und der Schnapspriester in Graham Greenes «Die Macht und die Herrlichkeit» ist geradezu eine Überspitzung des Gegensatzes von Natur und Übernatur, um zu zeigen, dass auch im schlechtesten natürlichen Werkzeug das Übernatürliche noch zur Geltung kommen kann.

Auch im *Film*, man denke nur an «Gott braucht Menschen» und ähnliche Streifen, tritt der Priester immer häufiger auf.

Darüber hinaus ist gerade in seriösen katholischen *Publikationsorganen* zuerst in Frankreich, dann auch in der Schweiz und Deutschland, der Priester und seine Beurteilung in die Diskussion geworfen worden. Man denke, um nur uns Bekannteres zu nennen, an die «Laienwünsche an den Priester» von Paul Widmer oder an das Buch von Hans Wirtz «Ein Laie sucht den Priester» in der Schweiz, an den so viel umstrittenen Artikel von Ida Görres in den «Frankfurter Heften» 1946, oder an B. Roegeles Ausführungen im «Hochland».

Das Thema scheint nicht verstummen zu wollen: Angeregt durch eine ähnliche Erscheinung auf dem französischen

Büchermarkt hat Ende 1952 Domkapitular Dr. Rudolf einen Brief an eine «grössere Zahl im katholischen Geistesleben Österreichs und Westdeutschlands führender Laien» gerichtet, die «aus dem Denken und Erfahrungsbereich» der Adressaten die beiden Fragen beantworten sollten: «Was ist Ihnen der Priester?» und «Was erwarten Sie vom Priester?» Das Ergebnis wurde in der Zeitschrift «Der Seelsorger» (Seelsorge-Verlag im Herder-Verlag, Wien 1953) als Sonderheft veröffentlicht und wird nun in der «Vorschau 1. Halbjahr 1954» des Herder-Verlages (Verlag Herder, Wien; Auslieferung für Deutschland: Herder-Verlagsauslieferungen, Frankfurt a. M., 64 Seiten kart. DM. 2.20) unter der Rubrik «Theologie» neuerdings angeführt. Nicht alle Gefragten haben geantwortet ... aber die stattliche Zahl (24), deren Antworten hier veröffentlicht werden und das Ansehen der Schreibenden[1]), die die begreiflichen Hemmungen, welche einer solchen «Blosstellung» entgegenstehen, überwanden, zeigt doch, dass das Anliegen ein ernstes ist.

Bemerken wir voraus, dass sich die genannte Zweiteilung der Frage vielleicht etwas nachteilig ausgewirkt hat. Gewiss sind damit Wesen und Funktion deutlich voneinander geschieden, aber durch diese Fragestellung mit der Nötigung zum Wesentlichen ist zum Teil der rein menschliche Eindruck, den der Priester macht, etwas zurückgedrängt worden. Immerhin zeigen die Antworten von Frauen und Männern, Akademikern und Arbeitern, Klosterfrauen und Weltleuten, wie man heute über den Priester denkt, urteilt und was man von ihm wünscht.

Es handelt sich hier nicht darum, zu den einzelnen Antworten Stellung zu nehmen, sondern nur ein paar allgemein charakteristische Züge hervorzuheben.

Ausserhalb der Kirche

Einmal wird zwischen den Zeilen immer wieder deutlich, wie sehr Würde und Wertung des Priesters ausserhalb der katholischen Kirche geschwunden sind. In Arbeiterkreisen, vor allem im proletarischen Milieu, ist der Priester der verschriene Pfaffe, der Schädling des Volkes, der heuchlerische Betbruder, das rückständige Überbleibsel einer vergangenen Zeit. In gehobenerer Schicht der Bevölkerung ist er weithin ein Unbekannter und Unbeachteter, vielfach auch ein Verachteter, der in Bildung und gesellschaftlichem Niveau nicht voll genommen wird. Man hat beinahe Mitleid mit ihm, wenn man überhaupt an ihn denkt. Und doch hat das Geheimnis, das ihn umgibt, eine immer wieder neue Anziehungskraft und weckt teils Neugier und Sensationslust, teils Ahnung einer anderen Welt.

Veränderte soziologische Stellung

Neben dieser Beurteilung steht die Tatsache einer völligen Veränderung der soziologischen Stellung des Priesters. Das geruhsame Leben des Pfarrers auf dem Dorf oder in der Kleinstadt ist weithin ein Ideal der Vergangenheit. Der Priester ist in die neue Zeit hineingerissen worden und so finden sich priesterliche Gestalten von ausserordentlicher Verschiedenheit. Zwischen den distinguierten Prälaten und dem Arbeiterpriester in der Fabrik oder im Bergwerk, zwischen dem Salon-Abbé und dem Pfadi-Priester, der mit seinen Boyscouts durch die Wälder pirscht, zwischen dem kontemplativen Mönch in der feierlichen Stille seines Klosters und dem gehetzten Kaplan in der Grosstadt, liegt eine grosse Skala von Verschiedenheiten. Zum Teil sind es die Verhältnisse, welche diesen oder jenen Priestertypus gestalten, zum Teil ist es Sache des Temperamentes und der persönlichen Entscheidung, zum Teil Kriegsfolge mit dem berechtigten Verlangen, die Isolierung zu durchbrechen und dem Verlorenen nachzugehen.

Wichtiger als diese mehr äusserliche Sicht ist aber die Beurteilung von innen her und gerade diese wird aus den verschiedenen Antworten dieses Sonderheftes deutlich.

Zwei Dinge ziehen sich durch fast alle Antworten hindurch.

Der religiöse Priester

Einmal die Tatsache, dass das katholische Volk vom Priester vor allem und in erster Linie das Religiöse erwartet. Man will weder den Intellektuellen, der auf alle weltanschaulichen Fragen Antwort geben kann, noch den rassigen Sportsmann, der mehr durch das Körperliche als durch das Geistliche imponiert, noch auch den gesellschaftlich Gewandten, der sich in jeder Situation zu bewegen weiss, noch den tüchtigen Organisator und Verwaltungsmann, sondern man will im Priester den geistlichen Menschen, den Vertreter einer anderen Welt, der Gottes Wort bringt und Gottes Gnade in den Sakramenten spendet. Man will im Priester den Mann Gottes, der das heilige Opfer darbringt und seine Kraft den Menschen zukommen lässt. Den religiösen Menschen, der in einer andern Welt heimisch ist, von dieser andern Welt Zeugnis gibt und sie immer wieder in diese Welt hineinträgt, damit die Menschen sich nicht in ihr verlieren. Man vermisst vielfach schmerzlich dieses Geistliche und hat doch Verlangen darnach. Nicht eine möglichste Anpassung, noch eine grösstmögliche Nähe wird gewünscht, sondern eher eine gewisse Distanz, weil eben der Priester ein anderer ist.

„Fänden sie doch nur das richtige Wort"

Ein Zweites klingt da und dort auf. Neben dem Priester als Liturge, Seelsorger, Beter, will man den rechten Verkünder des Wortes Gottes. Die Klagen über die Predigt sind deutlich hörbar. Dr. Felix Messerschmid, Direktor der Württembergischen Akademie für Erziehung und Unterricht, zitiert in diesem Zusammenhang den Ausspruch eines verstorbenen Freundes: «Wir wären ja bereit, für sie (die Bischöfe und Priester) durchs Feuer zu gehen. Fänden sie doch nur das richtige Wort!» Am stärksten betont das Anliegen der zeugnisgebenden Predigt der greise Chefredaktor der «Furche», der verdiente Dr. Friedrich Funder. Er schlägt zur Behebung des Mißstandes für Österreich ein interdiözesanes Prediger-Institut vor, das turnusweise Priestern für einige Wochen eine geistliche Heimstätte böte, und schliesst mit den Worten: «Aber nicht die Durchführung eines solchen Planes müsste in erster Linie zur Debatte stehen, sondern die Frage, *ob die bestehenden Mängel weiterbestehen sollen* (von Funder gesperrt). Ringsum rattert und tattert die Propaganda auf hohen Touren. Das Wort Gottes braucht keine Propaganda, aber ein den Zeiterfordernissen entsprechendes Bemühen um seine lebenspendende Kraft.»

Man will beim Priester auf der Kanzel nicht den Rhetoriker, der mit vollendeter Geste als Redner imponiert, noch weniger den moralisierenden Polterer. Man empfindet die Predigt oft zu sehr als ein Cliché, als unechtes Pathos oder als halbauswendig gelernte, übernommene, nicht persönlich verarbeitete Schulweisheit des theologischen Studiums oder auch nur als ein billiges Schimpfen und Drohen, wenn nicht gar als ein allzu häufiges Betteln und Sammeln finanzieller Mittel. Was man erwartet ist schlichte, aber echte Verkündigung des Gotteswortes mit seinem inneren Feuer, seiner Grösse und Tiefe, packender Lebendigkeit und persönlichem Ernst.

Erfreulicherweise wird auch aus mehreren Beiträgen ersichtlich, dass die Laien um die Grösse des Geforderten und die Schwierigkeiten ihm zu entsprechen durchaus wissen und ein grosses Verständnis für menschliche Schwäche und gelegentliches, bisweilen auch häufiges Versagen aufbringen. Es ist keine lieblose Kritik, die aus den Zeilen spricht, sondern eher eine Sehnsucht und ein Verlangen nach echten Priestern.

[1] Es antworteten z. B. Ida Görres-Coudenhove, Dr. Hans Rizzi, Präsident der Österr. Nationalbank, Prof. Gebsattel (Würzburg), Prof. Dr. Josef Pieper (Münster), Chefredakteur Staatsrat Dr. Friedrich Funder (Wien), Dr. Martha Krause, Direktorin der sozialen Frauenschule (Heidelberg).

Aber das führt schon zur weitern, schwierigen Frage der *Priesterbildung und Ausbildung*, sowohl in wissenschaftlicher wie in charakterlich-religiöser Hinsicht. Das ist nun freilich eine Frage, die noch eingehend studiert und behandelt werden muss. Wir sind aber Dr. Rudolf dankbar, dass er die Frage nach dem Priester, die jeden gläubigen Katholiken beschäftigt, in aller Offenheit gestellt hat. Nichts ist schlimmer als verborgene, halb unterdrückte und darum umso schärfere Kritik. Eine offene, ehrliche Aussprache erleichtert die Situation, kann Vorurteile wegräumen und dem Priester Anlass werden, seinerseits den Laien anders zu begegnen, wenn er weiss, wie die Laien über ihn denken und was sie von ihm erwarten.

Solowjew und die katholische Kirche

Offener Brief an N. O. Losskij

Vorbemerkung: Durch die Gesamtausgabe der Werke Solowjews ist die Gestalt dieses grossen russischen Denkers wieder ins helle Licht des allgemeinen Interesses gerückt worden. Auf seine Bedeutung für «die Begegnung zwischen Russland und dem Abendland» hat noch vor wenigen Jahren der inzwischen verstorbene Friedrich Muckermann S. J. in dem packenden Lebensbild «Wladimir Solowjew» (Verlag Otto Walter, Olten) hingewiesen. Solowjews ganz eigenartige Gedanken zur Wiedervereinigung der russisch-orthodoxen und der katholischen Kirche, die durch seinen formellen Anschluss an die «universale Kirche» lebendigen Zeugnischarakter erhielten, waren bisher immer ein Streitpunkt der Gelehrten. Wir haben deshalb den berufensten Gelehrten für diese Frage, den Herausgeber der Gesamtausgabe, gebeten, uns darzutun, was zu diesem Problem aus der Übersicht aller Schriften Solowjews zu sagen ist. Prof. Szylkarski ist dieser Aufgabe bereitwilligst durch den folgenden «Offenen Brief» nachgekommen. Sache der Theologen wird es nun sein, die, wie uns scheint, endgültig durch diese Arbeit abgeklärte Tatsachenfrage nach ihrer Brauchbarkeit für weitere Schritte der Union, die in der Zukunft liegen, zu untersuchen. (d. Red.)

Als Glied der wahren und ehrwürdigen rechtgläubigen morgenländischen oder griechisch-russischen Kirche, die nicht durch den Mund einer antikanonischen Synode und nicht durch Vermittlung von Beamten der weltlichen Macht spricht, sondern durch die Stimme ihrer grossen Väter und Lehrer, erkenne ich in Sachen der Religion als Obersten Richter den, welchen der hl. Irenäus, der hl. Dionysius der Grosse, der hl. Athanasius der Grosse, der hl. Johannes Chrysostomus, der hl. Cyrillus, der hl. Flavian, der sel. Theoderet, der hl. Maximus Confessor, der hl. Theodor von Studion, der hl. Ignatius usw. anerkannt haben – nämlich den Apostel Petrus, der in seinen Nachfolgern fortlebt und der nicht vergebens das Wort des Herrn vernommen hat: «Du bist Petrus, und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen. – Stärke deine Brüder. Weide meine Schafe, weide meine Lämmer.»

Solowjews Credo (1896)

Hochverehrter Nikolaj Onufrijewitsch!

In Ihrer «Geschichte der russischen Philosophie», die vor ein paar Jahren in englischer Sprache erschien, und die in Kürze in deutscher und italienischer Übersetzung herausgegeben wird, haben Sie Solowjew den achten Teil des ganzen Werkes gewidmet. Dies entspricht durchaus der ausserordentlichen Bedeutung dieses Denkers für das russische Geistesleben. Nicht nur das russische Volk, sondern auch alle slawischen Völker können sich keines grösseren theologischen und philosophischen Genies rühmen. Zu meiner grossen Freude haben Sie meinen Vorschlag angenommen, zum ethischen Hauptwerk des grossen Russen, seiner «Rechtfertigung des Guten», das als fünfter Band der von mir herausgegebenen deutschen Gesamtausgabe seiner Werke erscheint[1], eine Einleitung zu schreiben. Sie haben darin Solowjews denkerische Leistung voll gewürdigt und ein liebevolles Bild des Menschen entworfen, von dem der grosse Pater Friedrich Muckermann S. J. gesagt hat, als Gesamtpersönlichkeit habe er in der Geschichte der Philosophie nicht seinesgleichen. Von einer solchen Bewertung des Denkers und des Menschen ausgehend, haben Sie in Ihrem langen Leben seinen Ideenbau nach allen Richtungen durchwandert und viele Schätze, die Sie darin gefunden, in Ihre eigene Weltanschauung übernommen. Selbstverständlich war dies bei einem so bedeutenden und originellen Denker, wie Sie es sind, keine mechanische Übernahme, sondern eine schöpferische Aneignung. Als Vertreter der lebendigen Tradition der russischen Philosophie, die in Solowjew ihren Gipfel erreicht hat, sind Sie neuerdings gegen den Angriff zweier unverantwortlicher Ignoranten aufgetreten, die in der Beilage zur Zeitschrift «Die orthodoxe Rundschau», 1950, versucht haben, den grössten religiösen Denker des Ostens als einen Pseudo-Mystiker hinzustellen, der die Grundlagen der christlichen Welt- und Lebensanschauung entstellt habe. Alle, die Solowjew kennen und lieben, werden Ihnen für diese Tat aufrichtigen Dank wissen. In Ihrem Aufsatz haben Sie eine intime Vertrautheit mit seinem Lebenswerk an den Tag gelegt. Um so mehr war ich überrascht, einen Abschnitt darin zu finden, der eine Behauptung enthält, die, wie mir scheint, von einem Missverständnis nicht frei ist. Diesem Missverständnis begegnet man in der Solowjew gewidmeten Literatur ziemlich oft. Gewöhnlich taucht es aber bei Leuten auf, die sich mit Solowjew nur ganz oberflächlich befasst haben: sie zu widerlegen, lohnt in solchen Fällen nicht die Mühe. Da aber dieses Missverständnis nun einem Denker unterläuft, der mit Recht das höchste Ansehen nicht nur im russischen, sondern im gesamten europäischen Geistesleben geniesst, so muss ich ihn um die Erlaubnis bitten, mich mit seiner, wie ich glaube, missverständlichen Auffassung auseinanderzusetzen.

«Der unüberlegte Schritt», schreiben Sie in Ihrem Aufsatz «Zur Verteidigung Wladimir Solowjews»[2], «den Solowjew nur einmal im Leben im Jahre 1896 tat, der Empfang der Kommunion bei einem katholischen Priester, war durch die grobe Intoleranz seines geistlichen Vaters hervorgerufen. Solowjew war das Sakrament der Eucharistie sehr teuer. Nach der Veröffentlichung seines Buches ‚La Russie et l'Eglise universelle' im Jahre 1889, wo Solowjew den Römischen Papst als das geistliche Haupt der Christenheit anerkennt, ist er zu seinem geistlichen Vater Warnawa gegangen, um bei ihm zu beichten, aber der Vater Warnawa hat ihm gesagt: ‚Geh, beichte bei deinen katholischen Priestern!' Langes Entbehren der hl. Kommunion bedrückte Solowjew schwer, und nach einigen Jahren hat er die Kommunion bei einem katholischen Priester, Nikolaj Tolstoj, empfangen. Er hat sich zu diesem Schritt entschlossen, weil nach seiner Lehre die mystische Einheit der östlichen und der westlichen Kirchen erhalten bleibt, ungeachtet ihrer äusseren Trennung. Die Kommunion bei einem katho-

[1] Deutsche Gesamtausgabe der Werke von Wladimir Solowjew in acht Bänden, herausgegeben von Wladimir Szylkarski, Professor für das Geistesleben des Slawischen Ostens an der Universität Bonn, Freiburg i. Br., Erich Wewel Verlag.

[2] Das Neue Journal, New York 1953, Buch XXXIII, S. 226–237

lischen Priester war für ihn daher keine Absage an die Orthodoxie und kein Übertritt zum Katholizismus» [Seite 234].

Dass man von keinem «Übertritt» Solowjews zur katholischen Kirche sprechen darf, darin haben Sie, hochverehrter Nikolaj Onufrijewitsch, unbedingt recht. In den weiteren Abschnitten dieses Aufsatzes führe ich mehrere Stellen an, in denen er darauf besteht, die mystische Einheit der Kirchen konnte durch die Trennung nicht zerstört werden, sie seien nur *de facto* und nicht *de iure* getrennt. De iure bilde die Ostkirche einen Bestandteil der Universalen Kirche Christi. Er konnte daher einmal die Kommunion bei einem katholisch-unierten Priester, ein andermal bei einem orthodoxen Priester empfangen, ohne seine Lehre von der grundsätzlichen Einheit der Universalen Kirche, die durch menschliche Willkür nicht zerstört werden kann, zu verleugnen. Darin sind wir einig.

Ich kann aber nicht verstehen, wie Sie den Schritt Solowjews als «unüberlegt» bezeichnen können. Unverständlich ist mir auch Ihre Erklärung dieses «unüberlegten» Schrittes. Solowjew habe sich an einen katholisch-unierten Priester gewandt, weil ihm sein geistlicher Vater die Beichte nicht abnehmen wollte. Ich habe Sie brieflich angefragt, ob denn dem P. Warnawa das Recht der Exkommunikation zukam. Sie gaben mir zu, dieses Recht habe er nicht besessen, aber – so schrieben Sie weiter – «Solowjew habe ihn als seinen *geistlichen Vater* betrachtet, und da er offenbar sich nicht für berechtigt hielt, den geistlichen Vater zu wechseln, so wird daraus verständlich, dass er einige Jahre [es vergingen volle sieben Jahre, 1889–1896, – W. Sz.] nicht kommuniziert hat». Schliesslich sei Solowjew, weil er den geistlichen Vater nicht wechseln wollte, zum katholischen Priester gegangen. Mit dieser Erklärung kann ich gar nichts anfangen. Solowjew konnte also nach Ihrer Auffassung einen anderen orthodoxen Beichtvater nicht wählen, weil er Pater Warnawa nicht kränken wollte und habe keinen anderen Weg gefunden, als zu einem «schismatischen» Pater zu gehen. Die Laune eines Fanatikers, dessen «grobe Intoleranz» Sie selber verurteilen, scheint Ihnen ein genügender Grund zu sein für die feierliche Anerkennung des Römischen Papstes als Oberhaupt der gesamten Christenheit, die eo ipso auch die Annahme des gesamten Glaubensschatzes der katholischen Kirche bedeutet. So einfach lässt sich der Anschluss Solowjews an die katholische Kirche nicht erklären.

Der Anschluss in Solowjews Weltanschauung verwurzelt

Dieser Anschluss war nichts Zufälliges. Er ist tief in Solowjews gesamter Weltanschauung verwurzelt. Seine Ideen zur Vereinigung der Kirchen hat er in mehreren, zum Teil sehr umfangreichen Schriften begründet und entwickelt. Sie füllen jetzt den II. und III. Band der ersten deutschen Gesamtausgabe seiner Werke. Ich stehe daher vor einem unlösbaren Rätsel. Wie konnte ein hervorragender Kenner Solowjews, der ihm in seiner eigenen Weltanschauung in vielen Punkten nahesteht, einen wichtigen Bestandteil des gewaltigen Ideenbaues zwar nicht übersehen, aber ihn nicht in seinem ganzen Umfang beachtet und gewürdigt haben?

Die Stellung Solowjews zur Universalen Kirche, die nicht mit der *römisch*-katholischen Kirche verwechselt werden darf, hängt organisch mit seiner gesamten Weltanschauung zusammen, die sich aus *einem* Keim mit innerer Notwendigkeit entwickelte. Diesen Keim bildet die gnadenvolle mystische Schau, die man mit dem bei den deutschen Mystikern beliebten Ausdruck «die innere Erleuchtung» bezeichnen kann. Der in den Tiefen dieser Schau empfangene Keim ist der *Reichsgedanke*. «Seit Augustinus' Tagen» – sagt ein hervorragender Interpret Solowjews, P. Friedrich Muckermann S. J. –«ist der Reichsgedanke, wie er im Sehnen der heutigen Menschheit wieder aufbricht, niemals so umfassend, so tiefsinnig, so begeistert gefeiert worden wie von unserem Dichter-Philosophen.» Die göttliche Allweisheit leitet die Schöpfung, die sich durch den Sündenfall vom Schöpfer getrennt hat, durch die aufsteigenden Stufen der allgeschichtlichen Entwicklung, die durch das Reich der Natur und die Geschichte der Menschheit geht, zum Ziele hin, das das verlorene ewige Reich bildet. Die freie Wiedervereinigung der Schöpfung mit dem Schöpfer in der wiedergewonnenen All-Einheit vollzieht sich in der von Christus gestifteten Kirche. Ihre hohe Aufgabe kann die Kirche nur dann erfüllen, wenn sie dem Geiste ihres göttlichen Stifters unbedingt treu bleibt.

Der russisch-orthodoxe Messianismus

Der junge Solowjew ist fest überzeugt, dass das Licht des reinen Glaubens ausschliesslich und allein in seiner orthodoxen Kirche brenne. Das Volk, das dieses Licht in seine Seele aufgenommen und in seiner ganzen Reinheit aufbewahrt hat, dürfe sich von Rechts wegen als das «Gott-tragende Volk» betrachten, als das Werkzeug der göttlichen Allweisheit, dem es beschieden ist, die gefallene Schöpfung mit dem Schöpfer endgültig zu versöhnen und ihr die Pforten des ewigen Reiches zu öffnen. Als Vollender des Werkes Christi auf Erden dürfe es sich als den Messias unter den Völkern betrachten. Die römisch-katholische Kirche sei dem Vermächtnis Christi untreu geworden und müsse daher die Schlüssel Seines ewigen Reiches, die ursprünglich beiden Kirchen gehörten, an die griechisch-orthodoxe Kirche abtreten. Um diesen Anspruch durchzusetzen, richtet die Ostkirche alle ihre Angriffe gegen die angeblich falschen historischen Wege, die die Kirche Roms gegangen ist. In diesen Angriffen erschöpfen alle Vertreter des russischen orthodoxen Messianismus ihre ganze Energie, von dem Pleskauer Mönch Filofej, der als Stammvater dieser Geschichtsauffassung gilt, über die Slawophilen, die diese Auffassung theologisch und philosophisch zu unterbauen suchten, bis zu dem *Vollender* dieser ganzen Ideenrichtung, dem *jungen* Solowjew.

Seine Angriffe auf die «antichristliche» Kirche Roms finden ihren Gipfel in der Übertragung der biblischen Erzählung von den drei Versuchungen Christi auf das Gesamtwerk dieser Kirche. Auf die erste Stufe, der die weiteren notwendig folgen mussten, sank der Geist des Abendlandes, das damals von Rom völlig beherrscht war, indem er der *Verlockung der äusseren Macht* verfiel. Die katholische Kirche habe den Glauben an die sittliche Kraft des Guten aufgegeben, das Schwert der römischen Cäsaren ergriffen, ihr ganzes Vertrauen auf die äussere Macht gesetzt und damit den verhängnisvollsten Irrweg betreten, auf den der Satan Christus zu locken versuchte. Auf den Irrweg der Macht folgte der zweite Irrweg: das Abendland verfiel der rationalistischen Hybris, dem *Hochmut des Verstandes*. Schliesslich wird der ganze Inhalt des Glaubens und des Wissens aus der abstrakten Tätigkeit des menschlichen Verstandes abgeleitet. – Seine Höhe erreicht dieser Strom im Hegelschen Panlogismus. Die bestrickende Entwicklung dieser Spekulation endete mit ihrem kläglichen Zusammenbruch, und in den Ruinen des Riesentempels der reinen, selbstherrlichen Vernunft habe der dritte und schlimmste Irrweg des Abendlandes seinen Anfang genommen, der sich als der materialistische *Hochmut des Fleisches* bezeichnen lässt. Das Werk Christi sei nun völlig zerstört und vernichtet worden. Das «faulende Abendland» sei in den Hauptepochen seines geschichtlichen Niederganges allen Versuchungen des bösen Geistes verfallen. Die Schuld an der ganzen Entwicklung trage die Kirche Roms.

Wie ich in meiner Schrift «Solowjew und Dostojewskij»[3]) zu zeigen versuchte, hat Dostojewskij die Übertragung der biblischen Erzählung von den drei Versuchungen Christi auf das gesamte Werk der katholischen Kirche von Solowjew übernommen und sie in seinem «Grossinquisitor», einer der berühmtesten Schöpfungen der Weltliteratur, neu gestaltet. Eine

[3] Franz Görlich, Freiburg im Breisgau 1948. 72 Seiten.

schärfere Anklage gegen die Kirche Roms und gegen den sich bewegenden Geist ist wohl nie erhoben und nie mit einem solchen Aufwand von dialektischer Kraft und dramatisierender Kunst durchgeführt worden. Der mehr als ein Jahrtausend währende Ideenkampf der östlichen Christenheit gegen Rom hat hier entschieden seinen Gipfel erreicht: mit schärferen Waffen wurde er jedenfalls nie ausgefochten. Konnte nun der Altmeister des russischen Romans voraussehen, dass der Freund, dem er die stärkste Anregung zu seinem höchsten künstlerischen Wurf verdankte, die Nichtigkeit aller Angriffe auf das historische Werk der römischen Kirche einsehen und damit die Grundkonzeption des «Grossinquisitors» als grundsätzlich falsch ablehnen werde? Konnte er ahnen, dass sein junger Freund schon nach wenigen Jahren aus dem leidenschaftlichen Bekämpfer der angeblich antichristlichen Wege Roms zu dem begeistertsten, glühendsten Apologeten seines geschichtlichen Werkes werden würde, der in der Vereinigung der gesamten Christenheit um den römischen apostolischen Stuhl die erste Voraussetzung für die Vollendung des Werkes Christi auf Erden erblickte?

Der grosse Umschwung

Solowjew trug seine Anklage vor einem grossen Zuhörerkreis, zu dem unter anderen Dostojewskij und Leo Tolstoj gehörten, aus einem Manuskript vor, das in umgearbeiteter Form im Todesjahre Dostojewskijs [1881] im Druck erschien. Schon im nächsten Jahre tritt Solowjew als ein glühender Apologet der Universalen Kirche auf, deren getrennte Teile sich nur um den Stuhl des Heiligen Petrus zu einer von Gott gewollten Einheit zusammenschliessen können. Mit besonderer Deutlichkeit und Schärfe kommt der Umschwung in den Briefen, die im dritten und vierten Jahre nach dem Tode Dostojewskijs geschrieben wurden, zum Ausdruck. «Alles» – schreibt Solowjew 1883 an seinen früheren slawophilen Glaubensgenossen General Kirejew – «dreht sich jetzt bei mir um die Frage der Kirchenvereinigung: was ich auch zu schreiben beginne, immer endet es mit: ‚Ceterum censeo instaurandam esse Ecclesiae unitatem'». [4]) Und ein Jahr später: «Primum et ante omnia Ecclesiae Unitas instauranda, ignis fovendus in gremio sponsae Christi.»[5]) «Von dieser Vereinigung» – lesen wir in einem Brief an den Bischof Strossmayer, der wieder ein Jahr später geschrieben wurde – «hängt das Schicksal Russlands, des Slawentums und der ganzen Welt ab. Wir Russen, wir Rechtgläubige und der ganze Orient können *nichts* zustande bringen, so lange wir nicht den Fehler der Trennung der Kirchen wieder gut gemacht haben, so lange wir nicht der hochehrwürdigen Macht erzeigt haben, was ihr gebührt.» Diese feierlichen Erklärungen zeigen zur Genüge, dass Solowjew Zeit genug hatte – ein eineinhalb Jahrzehnt – seinen «unüberlegten» Schritt gründlich zu überlegen!

Diese Bekenntnisse, von denen das erste vor einem erbitterten Gegner Roms, das andere vor einem hohen Würdenträger der katholischen Kirche abgelegt wurden, schliessen jeden Zweifel aus, ob sich Solowjew tatsächlich und rückhaltlos der Universalen Kirche angeschlossen habe. Wie erst nach der Veröffentlichung des Briefwechsels Solowjews mit Iwan Aksakow bekannt wurde, hat Solowjew diesen Anschluss innerlich spätestens im Frühjahr 1882 vollzogen; nur einige Monate trennen diesen Umschwung von der Veröffentlichung seiner letzten «Vorlesung über das Gottmenschentum», in der er seinen schärfsten Angriff auf das «antichristliche» Rom ausgeführt hat.

Die nächste Ursache der grossen Wandlung liegt in den immer stärker werdenden Zweifeln, ob das «heilige Russland» tatsächlich auf dem Weg wandle, den ihm Christus gewiesen hat.

Die offizielle russische Kirche und die Altgläubigen

Den tatsächlichen, trostlosen Zustand, in dem sich die russische, vom Staate geknechtete, diese Knechtung mit sklavischer Gesinnung ertragende, in ihrem geistigen Wachstum erstarrte Kirche befand, haben die älteren Slawophilen mit grellen Farben geschildert. Solowjew schliesst sich in der Kritik der Zustände, die in der offiziellen russischen Kirche herrschen, vor allem Iwan Aksakow an, mit dem er bis zu seinem Anschluss an die Universale Kirche eng befreundet war. Die Slawophilen wussten aber den Weg nicht zu finden, auf dem ihre Mutterkirche ihre äussere Verknechtung und innere Erstarrung überwinden könnte; sie blieben auf halbem Wege stehen.

Nach einem schweren Ringen mit seinen früheren Überzeugungen sieht Solowjew ein, dass der Grund des Übels in der Abspaltung der Ostkirche von der grossen ökumenischen Einheit liegt. — In den Aufsätzen, die er später unter dem Titel «Über die Glaubensspaltung im russischen Volke und in der Gesellschaft» vereinigt hat, geht er von *einem* unverrückbaren Grundsatz aus, den er auch in seiner ersten, romfeindlichen Periode vertrat, ohne zunächst die sich aus ihr ergebenden Konsequenzen ziehen zu können. Massgebend ist für ihn das letzte Gebet des Herrn, «dass alle eins seien». Die wahre Kirche muss ein von allen nationalen, lokalen und zeitlichen Beschränkungen, die ihren ökumenischen Charakter entstellen, freies Ganzes bilden. Die schwerste Anklage, die gegen die russische Kirche erhoben werden kann, ist die Spaltung, die viele Millionen der russischen Christen von ihrer Mutterkirche getrennt hat.

Wo liegt die Grundursache des Übels? Die russischen Schismatiker [die Altgläubigen] haben das wahre Merkmal des Göttlichen – die Ökumenizität – gegen ein anderes, äusseres, konventionelles und unbestimmtes Merkmal vertauscht, das Merkmal des Altertums und der väterlichen Überlieferung. Die ökumenische Wahrheit musste ihren Platz vor dem russischen Volksbrauch räumen: an die Stelle des Göttlichen trat das Eigene, das Menschliche, und an die Stelle des Universalen das Besondere. Diese Verneinung der Ökumenizität nennt Solowjew den «*Protestantismus der örtlichen Überlieferung*», der mit dem Protestantismus der persönlichen Überzeugung, wie er bei den Deutschen auftrat, ähnliche Züge aufweist. Dass unter der ökumenischen Kirche Solowjew die Universale Kirche, deren Mittelpunkt der Stuhl St. Petri bildet, versteht, sagt er in seinem Schisma-Aufsatz nicht, er hat aber in der Zeit, da er seinen Aufsatz niederschrieb, diesen Schluss, wie aus seinem Brief an Aksakow unwiderlegbar folgt, bereits gezogen. Die Prämissen dazu sind mit aller Bestimmtheit aufgestellt.

Den Schluss, den er in seinem Geiste bereits gezogen hat, bringt er erst im nächsten Jahr [1883] in den sieben längeren Aufsätzen zum öffentlichen Ausdruck, die in der Sonderausgabe u. d. T. «Der grosse Streit und die christliche Politik» vereinigt wurden. Diese Schrift bringt noch im Spätsommer dieses Jahres der *zweite* Band der ersten deutschen Gesamtausgabe. Solowjew musste bei der Veröffentlichung der Aufsätze, aus denen sie besteht, mit starkem Widerstand des Herausgebers der Zeitschrift «Rus'», in der sie erschienen, kämpfen. Er musste dabei manches unterdrücken, manche Formulierung abschwächen, und so konnte er nicht alle seine Einsichten mit voller Bestimmtheit zum Ausdruck bringen. Trotzdem legt er in diesen Aufsätzen seine ökumenische Einstellung unverkennbar an den Tag. In einer Stelle, die sich in seinem Brief vom März 1883 an Iwan Aksakow findet [Briefe IV, 21], lesen wir ein Bekenntnis, dessen Sinn bei gutem Willen nicht missverstanden werden kann: «Mir scheint, Sie schauen nur auf den Papismus [unter welchem Namen Solowjew die Missbräuche der päpstlichen Macht versteht], ich aber sehe vor allem das

[4] «Im übrigen bin ich der Meinung, die Einheit der Kirche müsse wiederhergestellt werden.»

[5] «Zuerst und vor allem andern muss die Einheit der Kirche wiederhergestellt, das Feuer im Schoss der Braut Christi genährt werden.»

grosse, heilige Rom, den grundlegenden und unersetzbaren Teil der ökumenischen Kirche. An dieses Rom glaube ich, vor ihm verneige ich mich, ich liebe es von ganzem Herzen und wünsche mit allen Kräften meiner Seele seine Wiederherstellung für die Einheit und Ganzheit der Weltkirche, und ich will verflucht sein wie ein Vatermörder, wenn ich ein Wort des Tadels gegen das Heiligtum Roms aussprechen sollte.»

In seinen russisch verfassten Schriften zur Vereinigung der Kirchen, die in der deutschen Gesamtausgabe im zweiten Band vereinigt sind, konnte Solowjew, wie gesagt, seinen Überzeugungen nicht vollgültigen Ausdruck verleihen. Sein Vaterland kannte ja die unbedingte Freiheit des religiösen Gewissens und des Wortes nicht. Uneingeschränkt konnte der grosse Apostel der ökumenischen Einheit seine Gedanken nur im Ausland aussprechen, und er tat dies in einer Sprache, die dem berühmten französischen Kritiker Melchior de Vogüe den bewundernden Ausruf entlockte: «Où ce coquin a pris son français?» [«Wo hat dieser Schelm sein Französisch her?»][6])

Die kleinen Schriften dürfen gewissermassen als eine vorläufige Zusammenfassung der Ideen Solowjews zur Vereinigung der Kirchen gelten. Ihre allseitige systematische Gestaltung vollzieht sich erst in dem abschliessenden Werk seiner mittleren katholisch-messianistischen Periode, «Russland und die Universale Kirche». In diesen Schriften finden wir, teurer Nikolaj Onufrijewitsch, eine erschöpfende Antwort auf die Fragen, die uns jetzt beschäftigen. Um jede Möglichkeit der willkürlichen Behandlung der Texte auszuschliessen, will ich die in Frage kommenden Stellen im Wortlaut oder im engsten Anschluss an die Ausführungen von Solowjew selber wiedergeben. [7])

Die Rechtgläubigkeit der russischen Kirche

«Die Ostkirche hat niemals eine Lehre, die der katholischen Wahrheit widerspricht, *als verpflichtendes Dogma* definiert und den Gläubigen als Glaubenssatz vorgelegt. Die dogmatischen Entscheidungen der sieben ersten ökumenischen Konzilien machen den ganzen Bestand der absolut unbezweifelbaren und unwandelbaren Glaubenswahrheiten aus, wie sie ständig und allgemein von der Ostkirche *in ihrer Gesamtheit* anerkannt worden sind. Alles, was darüber hinausgeht, unterliegt der Auseinandersetzung und kann immer nur als die besondere Lehrmeinung dieser oder jener theologischen Schule, dieses oder jenes mehr oder minder angesehenen Theologen betrachtet werden, niemals aber besitzt es die Autorität der unfehlbaren Lehrgewalt» (III 10/11).

«Es ist eine feststehende Tatsache, dass die Lehrmeinungen unserer ostkirchlichen Theologen, die mehr oder weniger der katholischen Wahrheit widersprechen, im allgemeinen weder von ihnen selbst als *verpflichtende und unfehlbare Glaubenssätze* oder als gleichrangig mit den Entscheidungen der ökumenischen Konzilien verkündet, noch auch von den Gläubigen als solche angenommen worden sind; dann aber leuchtet es ja ohne weiteres ein, dass man billigerweise die Ostkirche als Körperschaft nicht für diese anti-katholischen Lehrmeinungen unserer Theologen verantwortlich machen kann, denen sie niemals ihre endgültige Sanktion erteilt hat» (III 12/13).

«Da es im Orient nach der Trennung der Kirchen kein ökumenisches Konzil gegeben hat (und nach unseren besten Theologen auch nicht geben kann), so ergibt sich, dass über das Recht dieser Trennung nicht durch die einzige kompetente Autorität entschieden worden ist, die wir in einer solchen Sache anerkennen könnten, so dass unser Schisma für uns selbst nur *de facto*, aber keineswegs *de iure* besteht. *Adhuc sub iudice lis est*» (III 14/15 bis 16/17).

Solowjew weist weiter darauf hin, dass die russische Kirche im Unterschied von der griechischen ohne weiteres die Sakramente der katholischen Kirche als gültig anerkennt. Dies «berechtige uns zu dem Schluss, dass die russische Kirche nicht nur die Wirksamkeit der Gnade in der Kirche des Westens anerkennt, sondern auch bestätigt, dass die katholische Lehre von jedem dogmatischen Irrtum oder jeglicher Häresie frei ist» (III 18/19). Sind die Ost- und die Westkirche im Grunde in ihrem Glaubensschatz einig, so dürfe die russische Kirche nicht eigenwillig die Lehre vom Felsen des Heiligen Petrus, den nach den Worten des Heilands «die Höllenpforten nicht überwältigen werden», ablehnen. Dieser Felsen ist der unverrückbare Mittelpunkt der ganzen Christenheit. Die römisch-katholische Kirche bildet nur einen Bestandteil der Universalen Kirche, der vor den anderen Teilen nur den Vorzug hat, dass der gottgestiftete Fels in ihr liegt. Man müsse streng zwischen dem Papst als dem Patriarchen des Westens und als dem Haupt der Universalen Kirche unterscheiden. Diese Unterscheidung schliesst die einförmige Zentralisation der kirchlichen Gewalt, die sich innerhalb der Grenzen der lateinischen Kirche entwickelt hat, aus. «*Romana*, das ist der Name des Zentrums, das unveränderlich und auf gleiche Art und Weise für den ganzen Umkreis bestehen bleibt; *Latina*, das bezeichnet nur die eine Hälfte, einen grossen Ausschnitt aus dem Kreise, der niemals das Ganze endgültig aufsaugen darf. Nicht die lateinische Kirche, sondern die Kirche von Rom ist *mater et magistra omnium ecclesiarum*; nicht der Patriarch des Abendlandes, sondern der Bischof von Rom spricht unfehlbar ex cathedra; und man sollte nicht vergessen, dass es eine Zeit gab, wo der Bischof von Rom griechisch sprach» (III 22/23).

Der Daseinssinn der russischen Kirche

«Wenn wir fragen, welchen historischen Daseinssinn die getrennte Ostkirche hat, so sagt man uns: Sie hat das russische Volk geformt und geistig erzogen. Und wollen wir wissen, welches der Daseinssinn dieses Volkes ist, so antwortet man: Es gehört der getrennten Ostkirche an. In diese Sackgasse bringt uns die Schwierigkeit, klar zu bestimmen, was man unter der Rechtgläubigkeit versteht, die man gerne zu unseren Gunsten monopolisieren würde... Es ist klar, dass die wahre Orthodoxie nichts Partikularistisches an sich hat und in keiner Weise ein nationales oder lokales Attribut darstellen kann, das uns zwangsläufig von den westlichen Völkern trennt; denn der grössere Teil dieser Völker (der katholische Teil) hat durchaus die gleiche religiöse Grundlage wie wir. Alles, was uns heilig und geheiligt ist, ist es auch für sie... Was den tiefen Gegensatz betrifft, den die betrachtende Frömmigkeit des Ostens zu der aktiven Religion des Westens darstellt, so hat dieser subjektive und rein menschliche Gegensatz mit den göttlichen Gegenständen unseres Glaubens und unseres Kultus nichts zu tun, und, weit davon entfernt, ein berechtigtes Motiv der Trennung zu sein, sollte er vielmehr die beiden grossen Teile der christlichen Welt zu einer engeren Vereinigung führen, damit sie sich gegenseitig ergänzen» (III 198–200 passim).

Die Pseudo-Rechtgläubigkeit der russischen theologischen Schule

Der östliche Partikularismus, «der von hierarchischer Rivalität, der Politik der Kaiser und den Streitigkeiten der Schulen genährt wurde», hat die Einheit der christlichen Welt zerstört. «Das russische Volk... hat die Perle des Evangeliums ganz vom byzantinischen Staube bedeckt gekauft» (III 200). «Die Pseudo-Rechtgläubigkeit unserer theologischen Schule, die weder mit dem Glauben der Universalen Kirche noch mit der Frömmigkeit des russischen Volkes etwas gemein hat, enthält kein positives Element: Sie besteht durchwegs aus willkürlichen, von einer voreingenommenen Polemik hervorgebrachten und genährten Negationen: Gott der Sohn nimmt in der göttlichen Ordnung am Ausgang des Heiligen Geistes nicht teil. – Die heilige Jungfrau ist nicht vom ersten Moment ihrer Existenz an unbefleckt gewesen. – Der Primat der Rechtsprechung kommt dem römischen Stuhle nicht zu, und der Papst besitzt nicht die dogmatische Autorität eines Hirten und Lehrers der Universalen Kirche» (III 201).

«Es genügt uns, hier vorerst festzustellen, dass diese Verneinungen keinerlei religiöse Sanktion erhielten und sich auf keine kirchliche Autorität stützen, die von allen Rechtgläubigen als verpflichtend und unfehlbar anerkannt wäre. Kein ökumenisches Konzil hat je die von unseren Polemikern mit dem Kirchenbann belegten Lehren verdammt oder auch nur verurteilt; und wenn man uns diese neue Gattung der negativen Theologie als die wahre Lehre der Universalen Kirche vorlegt, so können wir darin nur eine ungeheure Anmassung erblicken, die entweder aus Unwissenheit oder aus Unaufrichtigkeit entspringt. Dann ist es auch offensichtlich, dass diese falsche Rechtgläubigkeit ebensowenig wie die wahre als positive Grundlage für die russische Idee dienen könnte» (III 201).

«Das Papsttum ist ein positives Prinzip, eine reale Institution, und wenn die Ostchristen glauben, dass dieses Prinzip falsch und dass diese Einrichtung schlecht sei, so ist es an ihnen, die wünschenswerte Organisation der Kirche zu realisieren. Statt dessen verweist man uns auf archäologische Erinnerungen und gesteht damit zugleich seine Unfähigkeit, ihnen praktische Bedeutung zu verleihen... Wenn die normale Organisation der Universalen Kirche und die wahre Form ihrer Verwaltung an ökumenische Konzilien gebunden sind, so ist es offensichtlich, dass der rechtgläubige Osten, der dieses unerlässlichen Organs des kirchlichen Lebens unseligerweise beraubt ist, nicht mehr die wahre Verfassung noch die ordentliche Verwaltung der Kirche besitzt. – In den ersten drei Jahrhunderten des Christentums rief die durch das Blut der Märtyrer gefestigte Kirche keine universalen Konzilien zusammen, weil sie ihrer nicht bedurfte; die gegenwärtige gelähmte und zerstückelte Ostkirche *kann es nicht tun*, obwohl sie das Bedürfnis danach empfindet. Dies stellt uns vor die folgende Alternative: Entweder wir geben mit den fortgeschrittenen Sektierern zu, dass die Kirche seit einer gewissen Zeit ihren göttlichen

[6] Sämtliche französisch verfassten Schriften Solowjews sind im dritten Band der deutschen Gesamtausgabe vereinigt. (Der Band ist eben auf dem Büchermarkt erschienen.) Mit Ausnahme von «Russland und die Universale Kirche» sind diese Schriften vom französischen Originaltext au regard begleitet.

[7] Ich gebe überall die Seiten des dritten Bandes meiner Gesamtausgabe an, dem meine Zitate entnommen sind. Die Ziffer *vor* dem schrägen Strich weist auf die Seite des französischen Textes, die *nach* dem Strich auf die des deutschen Textes hin.

Charakter verloren hat und in Wirklichkeit auf Erden nicht mehr existiert, oder aber wir geben, um eine so gefährliche Schlussfolgerung zu vermeiden, zu, dass die Universale Kirche, die im Osten keine leitenden und repräsentativen Organe hat, sie in ihrem westlichen Teile besitzt... Das gegenwärtige Papsttum stellt nicht eine willkürliche Usurpation, sondern eine gesetzmässige Entwicklung von Prinzipien dar, die vor der Teilung der Kirche offen wirksam waren und gegen die diese Kirche nie protestiert hat» (III 203/204).

Ich will, teurer Nikolaj Onufrijewitsch, keineswegs entscheiden, ob Solowjew recht hat: dazu fehlt mir die gründliche theologische Bildung. Es kommt mir nur darauf an, festzustellen, was der geniale Denker tatsächlich gelehrt hat. Diesen Zweck verfolgen auch Sie – nicht wahr – mit Ihren Ausführungen. Darf ich Sie nun ergebenst bitten, mir mitzuteilen, ob Sie es angesichts der von mir aus dem theologischen Hauptwerk Solowjews angeführten Stellen für möglich halten, auf Ihrer These weiter zu bestehen, der *formelle* Anschluss an die Universale Kirche sei «unüberlegt» gewesen. Wie ich gezeigt zu haben glaube, hat er ihn *innerlich* bereits im Jahre 1882 vollzogen, hat er also Zeit genug – volle vierzehn Jahre – gehabt, zu überlegen, ob er den innerlichen durch einen äusseren Anschluss zum *endgültigen* Ausdruck bringen sollte. Dass die «grobe Intoleranz», wie Sie selber die Abweisung des geistlichen Vaters Solowjews nennen, der eigentliche Grund dieses Entschlusses war – diese Behauptung wird durch alle Schriften Solowjews, die der Vereinigung der Kirchen um den Stuhl des Hl. Petrus gewidmet sind, widerlegt.

Ich bitte Sie, die Ausdrücke meiner aufrichtigen Hochachtung und Ergebenheit annehmen zu wollen.

Wladimir Szylkarski

Eine ernste Mahnung an das kommende Europa

Vorbemerkung: Die Referate des von der «Gesellschaft katholischer Publizisten» letztes Jahr in Meran abgehaltenen Europäischen Kongresses sind nunmehr, wenigstens im Auszug, auch gedruckt erhältlich (Stolzestrasse 1, Köln). Diese überaus gut gelungene und von fast allen Ländern Europas – auch eine Schweizer Delegation war anwesend – besuchte Tagung hatte sich zum Ziel gesetzt, neben der Information aus berufenem Munde (Dr. Heinrich Brentano, Präsident der Verfassungskommission der Strassburger «ad-hoc-Versammlung»), die katholische Stellung und den spezifisch katholischen Beitrag zu den Bemühungen um ein einheitliches Europa herauszuarbeiten. Dies geschah in geschichtlicher Sicht vor allem durch Prof. Stadtmüller (München); in politischer Perspektive von Staatsminister Prof. Süsterhenn (Koblenz); in biblischer Sicht von Prälat Dr. Robert Grosche unter dem Titel «Die Integration der abendländischen Völker als die Fülle Europas». Diesen, wie uns scheint, sehr bedeutsamen Beitrag, der bei aller Bejahung und Betonung europäischer Einheit doch sehr deutlich auch die notwendigen Grenzen aufzeigt, die vom katholischen Standpunkt her einzuhalten sind, damit die Einheit Europas eine *organische* und nicht bloss organisatorische werde, bringen wir nachfolgend zum Abdruck. Vielleicht regt die letztere manchen an, nun auch zu den übrigen Beiträgen, die dieses Bild abrunden, zu greifen. (D. R.)

I. Die «Völker» nach der biblischen Offenbarung

Nach der Offenbarung des Alten Bundes stellen die Völker eine Gottesordnung dar (Gen 10). Von da aus gesehen erscheint der (Gen 11 erzählte) Turmbau zu Babel als Ausdruck der menschlichen Hybris, und die auf sie folgende «Zerstreuung» der Völker bedeutet die Wiederherstellung der göttlichen Ordnung. Nach der Sündflut stellt sich also die Menschheit – in der Geschlechterfolge der Söhne Noes – in Völker aufgegliedert dar. Das 10. Genesiskapitel ist der Versuch eines biblischen Schriftstellers, die gesamte Menschheit in einen einheitlichen Rahmen zusammenzufassen, aber eben gerade in ihrer Verzweigung in «Völker». Das Kapitel ist ein geschichtstheologisches Dokument. Die alttestamentlichen Völker, unter die Gott die Erde aufgeteilt hat (Dt 32,8), sind in den Heilsplan Gottes eingeordnet. Immer wieder reden die Psalmen von den Völkern und den Inseln, die zum Preise des Schöpfers aufgerufen werden. Erst innerhalb des Noe-Bundes, der alle Menschen verpflichtet und alle «Völker» umgreift, wird der Abrahams-Bund aufgerichtet, d. h. die Völker der Erde sind nun im Alten Bund auf Grund der Auserwählung Abrahams auf das eine, von Abraham abstammende Volk Israel bezogen, das eine priesterlich-mittlerische Rolle spielt; aber eben durch dieses eine Volk, dem sie nun gerade auch als «Geissel Gottes» (Cyrus) zu dienen berufen sind, sind sie auf das Heil Gottes bezogen.

Diese Rolle des Volkes Israel ist ausgespielt, als dieses Volk den Messias verwirft (Röm 9–11). An die Stelle des fleischlichen Israel tritt das neue geistige, das nun alle Völker sammelt – nach dem Befehl des Herrn: «Gehet hin und lehret alle Völker.» Die Berufung aller Völker bezeugt die Pfingstgeschichte (Ag 2). In diesem neuen Israel der Kirche gilt nun nicht mehr der Jude und der Grieche, sondern alle sind eins in Christus. Im Neuen Bund gibt es kein auserwähltes Volk mehr! Alle Völker der Welt sind nun nicht mehr in mittelbarer Weise – durch das Volk Israel hindurch –, sondern unmittelbar auf das Reich Gottes bezogen.

Aber das bedeutet nun mitnichten die Aufhebung der nationalen und völkischen Besonderungen der Menschheit, d. h. die Gleichsetzung der Juden und Griechen ist nicht in einem liberalen Sinn zu verstehen, als Aufhebung der nationalen Besonderungen auf Grund der Gleichheit der menschlichen Natur. In der natürlichen Ordnung ist der Unterschied von Juden und Griechen in keiner Weise aufgehoben, ebenso wenig wie der Unterschied zwischen Mann und Weib oder zwischen Freien und Sklaven (1. Kor 7). *Nicht die Einheit der menschlichen Natur, sondern die Einheit der Gnade des einen Herrn hebt die Unterscheidung zwischen Juden und Griechen auf.* Die katholische, auf die Übernatur gegründete Auffassung, dass es zwischen Juden und Griechen keinen Unterschied mehr gibt, hat also mit der liberalen Leugnung dieses Unterschiedes nicht das geringste zu tun. Auch das Neue Testament weiss um die geschichtliche Sendung der Völker. Das zeigt die Predigt des hl. Paulus auf dem Areopag in Athen, besonders Apostelgesch. 17,26, wo Paulus betont, dass Gott den Völkern, die alle von Einem abstammen, ihre Zeiten und ihre Räume bestimmt habe, auf dass sie ihn suchen. Man hat freilich versucht, gerade diese Stelle im Sinn der Stoa auf die Menschheit hin zu interpretieren, «die Zeiten» (Kairoi) als Jahreszeiten und die Räume als Erdzonen zu verstehen, d. h. den ganzen Satz aus der geschichtlichen Ordnung in die Naturordnung zurückzuverlegen. Aber es wird daran festzuhalten sein – mit bedeutenden Exegeten der Gegenwart –, dass Paulus hier sagen will, dass die von Einem abstammende Menschheit nach Gottes Willen in die Vielheit und Verschiedenheit der Völker gegliedert ist; dass also beides betont wird: die Einheit der menschlichen Natur und die Gliederung der Menschheit in Völker. Wenn die Völker auch alle von Einem abstammen und alle auf Einen als ihr letztes Ziel hingeordnet sind («dass sie Ihn suchen»). Wenn also nicht mehr jedes Volk seinen eigenen Gott hat, auf den es seine Abstammung zurückführen kann, so hat doch jedes Volk seine eigene ihm zugemessene geschichtliche Zeit und seine bestimmten Wohngrenzen. Die Weltgeschichte mit ihren Völkern und deren geschichtlicher Sendung ist also in die Heilsgeschichte verflochten. Darum sollen nach der Pfingsterzählung die Völker in ihren Sprachen die Heilstaten Gottes verkünden.

II. Die Völker und Europa

Nach der Offenbarung sind also die Völker natürliche Gegebenheiten der Schöpfungsordnung, die durch die Erlösungsordnung nicht aufgehoben, sondern erfüllt wird, wie Christus selber sagt, dass er nicht gekommen sei, das Gesetz aufzuheben, sondern es zu erfüllen. Die Völker haben ihren Grund in «Blut und Boden», aber nicht darin allein, sondern vor allem auch in der Geschichte. Auf dem Boden des Volkes wächst die Kultur. Der liberale Menschheitsgedanke, der stoische Kosmopolitismus versucht, die Besonderung der Menschheit als etwas «Zufälliges» abzuwerten. Er will nicht die Völker und ihr Leben umfassen, sondern im Grunde nur eine übernationale Geistesgemeinschaft der geistig-freien und kulturschöpferischen Minorität anerkennen. Ein «Sich-die-Hand-reichen» der freien Geister – hinweg nicht nur über den Raum, sondern auch über die Zeit und Geschichte (auch der humanitäre Pazifismus ruht auf der gleichen liberalen Grundlage). Es ist vor allem der deutsche Dichter und Denker *Konrad Weiss* gewesen, der in einer langen, unermüdlichen geistigen Anstrengung gegenüber diesem (auch für den Katholizismus der modernen Zeit verführerischen) liberalen Denken das Christlich-Katholische zur Geltung zu bringen versucht hat. Er hat in seinem Kampf gegen den liberalen Zeitgeist, von der Kunst ausgehend als dem Zeugnis der Geschichte, immer wieder versucht, die «*Dispositionen des Volkstums, seine Rechtbürtigkeit und die glücklich-unglückliche (akzidentelle) Gebrochenheit des geschichtlich-völkischen Wesens*» ins Recht zu setzen gegenüber der allgemeinen, neutralen, hierarchielosen, demokratischen Menschlichkeit und Geistigkeit – etwa auch und gerade gegenüber einer allgemeinen im Grunde liberalen Religiosität, die im Christlichen akzident gewordene, geschichtlich sekundär eingetretene «Kreaturbürtigkeit» des Volkstums (Volkstum hier nicht verstanden, wie es gerade auch bei uns so oft geschieht, im Sinne einer romantischen Pflege überkommener Brauchtumsformen in einer idyllischen Absonderung von der Wirklichkeit!). Gewiss kann hier die Gefahr drohen, dass man, sobald man versucht, an die Stelle eben jenes allgemein menschlichen, oft sozialpietistischen Solidarismus der Menschheit eine stärkere volkhafte Rüstung zu finden, nun auf die Natur zurückfällt, in eine rein biologische Positivität, die die geschichtliche Kreatur des Volkstums in eine bare Rasseposition umsetzt, die sich dann mit einem allgemein menschlichen, eklektischen Klassizismus verbindet («Haus der Deutschen Kunst»!); allein wenn man auch, sobald man vom Volkstum redet, so in die Gefahr kommen kann, statt vom Kosmopolitismus nun von den Spiessbürgern von Nürnberg etwa missbraucht zu werden, die nur von einer spätgotischen Restempfindung zehren und den Volkscharakter mit seiner geschichtlichen Härte nun zu einer kleinbürgerlichen Gemütsangelegenheit machen, wenn man also als Katholik, der sich so für das Volkstum einsetzt, immer wieder in den Verdacht (und auch wirklich in die Gefahr) kommt, nun nicht auf seiten des kosmopolitischen Liberalismus für den Fortschritt zu kämpfen, sondern Seite an Seite mit diesem klein-bürgerlichen Geist angeblich die Tradition zu wahren, in Wirklichkeit reaktionär zu werden, so muss doch an der These festgehalten werden, dass das Volkstum nicht übersprungen werden kann, dass es «zufällig» ist – nicht im Sinne der Minderung, sondern der Stärkung –, dass es also nicht eine Beschränkung des Menschlichen ist, sondern gerade als Realisierung gegenüber dem bloss Ideellen dessen Steigerung darstellt, indem «*das Einsinnige des Ideellen verschoben ist auf das Vielseitige des Kreaturisierten*».

Dieses christliche Geschichtsdenken wurzelt in der Inkarnation. Aber dagegen steht eben der auf das allgemein Menschliche gerichtete, «*das Inbildlich-Spezielle der Kreatur in ihrer Beschaffenheit*» und damit die volkhafte Struktur der Menschheit negierende Klassizismus, der «*das angeborene Merkmal nicht mehr in der sekundären Folge und als Vorgebot und Wachstum im Akzidenz ersinnend bilden will und es dafür im ‚Prinzip' sucht*» (Konrad Weiss). Im Minus der Besonderung der Beschaffenheit liegt gerade das Plus der Realisierung, der geschichtlichen Verortung und Verzeitlichung. Das Volk ist immer also weniger und mehr als die Menschheit. Der Deutsche, der Franzose, der Engländer, der Italiener, der Spanier – und wer immer – ist jeweils weniger und mehr als der abstrakte Mensch. Die Menschheit hat ihre Kraft, die «*Proportion ihrer Wirkung*» aus der sekundären Stärke der Völker, in denen sie existiert. *Über diese Völker geht also der Weg der Geschichte.* Gegenüber der «grauen Internationale des Intellektes» vertreten wir die grundsätzliche Verschiedenheit und Besonderheit der Nationen und der Völker.

Diese geschichtlichen Völker sind als solche unvertretbar. Max Scheler, der schon während des ersten Weltkrieges und dann in den Jahren nachher mit Leidenschaft das Problem Europa aufgegriffen hat, hat immer wieder gegenüber den auf Nützlichkeitswerte ausgerichteten Internationalismen, sei es der sozialistischen Arbeiterschaft, sei es des westlichen Kapitalismus, diese Unvertretbarkeit der Völker Europas dargestellt. Er hat vor allem in den grossen Abhandlungen über die «Kulturideen der grossen Nationen» und über «Das Nationale im Denken Frankreichs» dargetan, wie die nationale Sonderheit sich auswirkt in der je von den Nationen bevorzugten Auswahl der geistigen Werte, und wie sie hineinwirkt selbst in die scheinbar völlig objektiven positiven Wissenschaften, wo vor allem in der jeweils angewandten Methode dieser Wissenschaften das Nationale sichtbar wird. Es braucht ja auch nur darauf hingewiesen zu werden, wie Descartes ein typisch französischer, Cusanus ein typisch deutscher, Raimundus Lullus ein typisch spanischer und Hume ein typisch englischer Philosoph ist, Thomas von Aquin ein typisch lateinischer und Eckhart ein typisch germanischer Denker, wie also hier jeweilig das Denken «gefärbt» ist von der nationalen oder völkischen Bestimmtheit. Hier wird sichtbar, dass kein Volk die Rolle des anderen zu spielen vermag, dass aber auch jedes einzelne der europäischen Völker auf das andere angewiesen ist, und dass in der Geschichte Europas die Völker einander ablösen, indem eines dem anderen das Stichwort gibt, wie sich etwa am Gang der Gotik von Frankreich nach Deutschland, Spanien und England oder anderswo am Barock zeigen lässt.

Diese in ihrer geschichtlichen Rolle unvertretbaren Völker ergänzen also einander, und gerade ihre gegenseitige Beeinflussung bringt das einzelne Volk zu seiner Vollendung und schafft den vielstimmigen Zusammenklang des europäischen Geistes. *Das einzelne Volk braucht, wenn es nicht erstarren soll, immer wieder die Erneuerung durch den Anstoss von aussen her.* Descartes hat auch die deutsche Philosophie auf neue Wege gerufen, und Leibniz steht auf seinen Schultern; Hume hat Kant, wie dieser selbst sagt, «aus dem Schlummer geweckt», und man mag in unserer Zeit denken an Kierkegaard und seinen Einfluss auf die europäische Philosophie (Heidegger, Sartre), an Newman in bezug auf die Theologie, an Ibsen in bezug auf das naturalistische und den späten Strindberg in bezug auf das symbolistische Drama, an Dostojewskij in bezug auf den modernen Roman, an Mallarmé in bezug auf Claudel, so gut wie auf Rilke und George, oder Cézanne oder Picasso in bezug auf die Malerei, überall spüren wir die Beeinflussung, überall aber auch sehen wir, wie aus den aufgegriffenen Anregungen etwas spezifisch Neues wird, in dem sich der besondere Charakter des jeweiligen Volkes, der jeweiligen Nation ausdrückt.

Die europäische Kultur lebt also aus den in Europa integrierten Völkern. *Europa kann nicht eine Negation der in ihm befassten Völker bedeuten*, denn Europa besteht ja nicht, wo es um jene Güter geht, in deren Leistung sich die Nationen und Völker beliebig vertreten können, da sich das Eigentümliche des Geistes der europäischen Völker in ihnen ja gar nicht wesentlich darstellt, also etwa in den allgemeinsten Interessen der internationalen Gesellschaft und den dazugehörigen Nütz-

lichkeitswerten und den Werten des formalen Rechtes; sondern Europa besteht da, wo es um jene Leistungen geht, in denen die Völker *einmalig, unvertretbar, individuell* sind in ihren Begabungen, in ihren Geistes- und Liebesrichtungen, und wo sie gleichsam von einem besonderen, nur ihnen eigenen metaphysischen Punkt her in den Kosmos der Wahrheit, der Schönheit, des Guten und auch auf den *einen* Gott hinblicken (M. Scheler). Die europäische Kultur – und auch sie ist nun freilich *eine geschichtliche Sinneinheit*, die den europäischen Völkern, je mehr ihnen bei der Berührung mit der Welt die Möglichkeit, Europa mit der Welt zu identifizieren verloren geht, immer deutlicher zu Bewusstsein kommt – stellt also nicht einen irgendwie gearteten Internationalismus dar, sondern ist das Ergebnis der *geistigen Kooperation der europäischen Nationen.*

Folgerungen

Daraus ergibt sich folgendes:

1.

Jedes Volk muss seine Sendung, seinen geschichtlichen Auftrag erfüllen. Die Fülle Europas wird nur verwirklicht durch die Integration seiner Völker. Ebenso wie die Kirche ihre wahre Katholizität nur erreicht, wenn sie die Fülle der völkischen Besonderheiten in sich aufnimmt (Enz. Evangelii praeconis). Jedes europäische Land muss darum seine eigene Kultur entwickeln. *Über der materiellen Organisation Europas darf also der geistige Organismus nicht übersehen werden.* Wenn der letztere schwindet, dann werden wir etwas organisieren, was nicht Europa ist, sondern eine Masse von Menschen, die zufällig verschiedene Sprachen sprechen. Aber dann wird es, wie T. S. Eliot gesagt hat, nicht mehr viel Sinn haben, dass sie das noch länger tun; denn dann werden sie immer weniger zu sagen haben, was nicht in jeder Sprache in gleicher Weise gesagt werden könnte, denn sie werden keine Dichtung mehr haben! Es gibt also kein Europa, wenn die Besonderheit der Nationen aufgehoben und alle Völker gleichgemacht werden. Die Kultur eines Volkes kann nicht gemacht werden. Die Politik kann hier Keime töten oder zum Wachstum bringen, Entwicklungen hemmen oder fördern, und sie wird sie fördern müssen; aber sie kann nicht eine nationale Kultur schaffen, denn eine solche kann nur wachsen. Eine Kultur kann auch nicht mit Gewalt am Leben gehalten werden. Romantische Restaurationen werden keiner Kultur, die nicht mehr von der schöpferischen Kraft des Volkstums und der von ihm hervorgebrachten Persönlichkeiten belebt ist, künstliches Leben einblasen können. Wo die lebendige Geschichte den Boden nicht mehr durchpflügt, bleibt die Natur unfruchtbar. Die Kultur eines Volkes darf aber nicht durch die Politik bzw. aus politischen Gründen heraus erdrosselt werden. Das wäre eine Sünde gegen Europa, wenn eine Farbe in diesem Bild mit Gewalt ausgelöscht würde und nicht mehr in ihm glänzte. Nicht jedes Volkstum hat ein Naturrecht darauf, ein eigener Staat zu sein. Aber wohl darauf, dass innerhalb einer grösseren staatlichen Einheit seine eigene Kultur sich entfaltet. *Das Minderheitenrecht der Volkstümer ist eine naturrechtliche Forderung, die gerade um Europas willen vertreten werden muss.*

2.

Das Volkstum kann sich als solches nur entfalten, ohne zu erstarren, wenn es in lebendiger Beziehung zu den übrigen Völkern und Nationen Europas steht. In der Vergangenheit haben die Kulturen der verschiedenen europäischen Völker einander auf das tiefste beeinflusst. Es ist ein gegenseitiges Empfangen und Geben gewesen, aus dem jene Einheit erwachsen ist, die wir die europäische Kultur nennen. *Der Todfeind einer jeden nationalen Kultur im Ganzen Europas ist der sich autark gebärdende kulturelle Nationalismus.* Er bedeutet die Aushungerung der einzelnen Völker selbst und zugleich die Verarmung Europas. Es wird darauf ankommen, dass Möglichkeiten der Begegnung der Nationen geschaffen werden, auf dass jener Austausch wirklich wird. Vor allem sind da zu nennen die Universitäten. Sie sind Landesuniversitäten geworden, bei denen die Inzucht bei Lehrenden und Studierenden manchmal nahe an die Aushungerung geführt hat. Sie müssen wieder – ideell noch immer eine der letzten Klammern der europäischen Einheit – wirklich zu einer solchen Klammer werden. Dann sind vor allen Dingen in den einzelnen Ländern auf höchstem Niveau Zeitschriften zu schaffen (T. S. Eliot), wenigstens je eine, die, zunächst für die Leser aus dem eigenen Land und Volk bestehen und darum in deren Sprache geschrieben, die führenden Geister der anderen Länder zu Worte kommen lassen – als wirkliche Sprechsäle des geistigen Europas. Es würde dort die Fülle Europas sichtbar werden in dem Reichtum seiner Nationen.

«Das unbezweifelbare Faktum, dass jedes Volk seine eigene Geschichte hat, bezeugt durch die Worte des Apostels, dass Gott die Völker ihre eigenen Wege gehen lässt, ist nur ein Zeichen der grossen und hohen Art des Schöpfers, schliesst aber nicht aus, dass alle diese Geschichten in der Einheit bleiben der Universalgeschichte, deren Ziel und Sinn die Scheidung der Geister ist und das Heil jeder einzelnen Seele, der Person, und die Offenbarung des Reiches Gottes, der gloria dei. Die Geschichte eines Volkes wird gemessen an seinem Beitrag zu diesem letzten Ziel, denn alles wird gemessen an seiner Fruchtbarkeit und an seinen Früchten, nicht an der Schönheit oder an dem trügerischen Reichtum seiner Anlagen oder Blüten. Wenn die Völker ihre eigene Geschichte haben, so ist damit eben gesagt, dass sie verschiedene Rollen spielen im Epos oder besser im Drama und zuweilen noch besser in der Tragödie oder Komödie der universalen Geschichte, und diese verschiedenen Rollen geben sie sich nicht selber, wahrlich nicht, sondern sie werden ihnen zugeteilt von dem Schöpfer, von dem göttlichen Dramaturgen und Richter selber.» (Theodor Haecker, Der Christ und die Geschichte, Leipzig, Hegner, 1935, S. 128 ff.)

R. Grosche

Zum Fall Milovan Djilas in Jugoslawien

Am 17. Januar 1954 verfügten die 108 Mitglieder des Zentralkomitees des «Bundes der Kommunisten», wie sich die 1948 von Stalin aus der Kominform ausgeschlossene kommunistische Partei Jugoslawiens heute nennt, den Ausschluss des Genossen Milovan Djilas aus dem Zentralkomitee und seine Entfernung aus allen Funktionen in der Partei, ohne ihn jedoch aus der Partei selber auszustossen. Als Grund wurde angegeben, Djilas habe in seinen Artikeln in der «Borba», dem kommunistischen Hauptorgan, vom 11. Oktober 1953 bis zum 7. Januar 1954 und in der Januarnummer 1954 der Monatsschrift «Nova Misao» Auffassungen vorgetragen, die grundlegend der politischen Linie des «Bundes der Kommunisten» widersprächen, Verwirrung in der Öffentlichkeit schafften, dem «Bund der Kommunisten» und den Interessen des Landes schadeten. Der Belgrader Rundfunk wurde in die ZK-Plenarsitzung eingeschaltet. Die jugoslawische Öffentlichkeit und Vertreter der Weltpresse hörten mit.

Man hat dann geglaubt, den tieferen Grund für die Mass-

regelung dieses prominenten jugoslawischen Kommunisten in besonderen Verumständungen oder in persönlichen Rivalitäten sehen zu können. Djilas wäre, so hiess es, noch mit einer Verwarnung und einem Widerruf davongekommen, hätte er nicht im letzten beanstandeten Artikel in der «Nova Misao» in heftiger Weise die *Frauen der Funktionäre* und Zentralkomiteemitglieder angegriffen, denen er vorwarf, in ihren Kreisen sei es üblich, «mit krankhaftem Stolz auf den Aufstieg zurückzublicken, den man genommen hat, und das Äusserste zu tun, um alles abzuwehren, was nach der hysterischen eigenen Meinung die privilegierte eigene Stellung gefährden könnte».

Andere meinten, von den Rivalen unter *den möglichen Nachfolgern* des an Angina pectoris schwer leidenden Tito sei Djilas von Rankovic und Kardelj zur Strecke gebracht worden. Es ist aber gar nicht nötig, nach hintergründigen Sensationen zu suchen. Im Falle Djilas handelt es sich um eine offen zutage getretene *ideologische Krise im jugoslawischen Kommunismus*, die die erste Aufmerksamkeit verdient.

Die Artikel des kommunistischen „Ketzers"

In den «Borba»-Artikeln und in der «Nova Misao» setzte sich Djilas für Rechtssicherheit für alle Bürger ein und gegen den Bürokratismus der Parteifunktionäre.

Wenn es in der jugoslawischen Volksrepublik demokratische Gesetze gibt, schrieb er («Borba», 15. Nov. 1953), «dann ist die Wahrung und Einhaltung der Gesetze eben jene konkrete Form, an die sich die sozialistischen Kräfte halten können und müssen, wenn sie die Demokratie verwirklichen wollen». – «*Heute kann keine Partei in einer privilegierten Position als Managerin auftreten, ohne die Wirtschaft und die Menschen zu versklaven*... Den Parteimitgliedern dürfen keine besonderen Machtbefugnisse und kein besonderes gesellschaftliches Prestige überlassen bleiben» («Borba», 20. Dez. 1953).

Am 24. Dezember beklagte sich Djilas, er sei für die bisherigen Artikel kritisiert worden. Seine Kritiker aber seien «Bürokraten» und «Stalinisten». Am 27. Dezember schrieb er: «Die bürokratische und dogmatische Theorie, nach der die Kommunisten allein die bewusste Kraft des Sozialismus darstellen, verhüllt die Wahrheit – die Tendenz zu einer besonderen, privilegierten Oberschicht der Gesellschaft, die ihre Funktion auf eine ideologische und politische Anhängerschaft stützt, aber nicht auf echten Fähigkeiten und beruflichem Wissen begründet ist.» Am 31. Dezember erklärte er, es sei Pflicht der UDB (Geheimpolizei) und der Miliz, das «Gesetz und die Rechte der Bürger aufrechtzuerhalten» und nicht einen Klassenkampf zu führen, «der in einen Kampf zwischen der Bürokratie und dem Volke absinkt».

Er wolle, schloss er, nicht die Kommunisten liquidieren, sondern nur *die Partei in eine demokratische Diskussionsgruppe umwandeln*, in der jeder nach eigenem Willen kommen und gehen könne. Lenins Lehren seien für eine andere Zeit gedacht gewesen. Auch ohne die Stalinsche Verkehrung müsse der Leninismus in der Despotie enden. «Die revolutionäre Kommunistische Partei hat keinen Platz mehr in der jugoslawischen Existenz.»

Dabei ist zu beachten, dass Djilas mit keinem Wort Freiheit der Gruppenbildung, also der Bildung von Oppositionsparteien, gefordert hat. Die einzige politische Organisation des Landes sollte der «Sozialistische Bund des Werktätigen Volkes» bleiben, die Massenorganisation des Tito-Regimes.

Die Forschungen des sozialistischen „Theoretikers" Djilas

Milovan Djilas war keineswegs aus plötzlicher Umwandlung ab 11. Oktober 1953 zu solchen Äusserungen gekommen. Man sagt, er sei Moskau gegenüber schon von Anfang an reserviert gewesen. Er scheute sich 1945 nicht, *die sowjetischen Offiziere in Belgrad als «Rüpel... schlimmer als die Briten»* zu bezeichnen. Er war einer der ersten, der die Konfusion überwunden, die sich nach der Verstossung durch Stalin 1948 in Jugoslawien verbreitete. «Wir werden es sein», erklärte er 1950, «die den wahren Sozialismus verwirklichen. Die Stalinisten haben ihn verraten, wir werden ihn retten.» Djilas und andere begannen, als «Titoisten» das Sowjetsystem prinzipiell zu kritisieren. Der stalinistische Zentralbürokratismus führte nach ihrer Meinung zu einem diktatorischen Staatskapitalismus und machte den demokratischen Kern des Marxismus zunichte.

Djilas ging bei seinen Forschungen auch auf *vormarxistische Quellen des Sozialismus* zurück. Marx hatte eindeutig erklärt, dass die «Gesellschaft» die gesamte Wirtschaft beherrschen sollte. Schon damals hatte Proudhon in einer Kritik an Marx darauf hingewiesen, dass die «Gesellschaft» einen monströsen bürokratischen Apparat benötigen würde, um Produktion und Verbrauch zu regeln. Nach *Proudhon* sollten in einer freien Marktwirtschaft die kleineren Produzenten, die Bauern und Handwerker, ihr Eigentum behalten und die Industrie von «Arbeitergenossenschaften» betrieben werden. Damit wollte er den Kapitalismus zu Fall bringen, das industrielle Eigentum vergesellschaften, aber durch keine Lenkungsbürokratie die Freiheit ersticken.

Solche Erkenntnisse der Intellektuellen um Djilas wurden entscheidend beschleunigt durch die Probleme, auf die Titos Partei mit ihren stalinistischen Methoden gestossen war. Im Juni 1950 wurden die Industriewerke der Leitung von aus der Belegschaft gewählten «Arbeiterräten» unterstellt. «Der Bund der Kommunisten», wurde in einer Resolution des Parteikongresses im November 1952 festgestellt, «ist in seiner Tätigkeit im wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Leben nicht die direkte, leitende Instanz, von der die Befehle kommen, sondern er tritt durch seine politische und ideologische Arbeit, vor allem durch Propaganda in allen Organisationen und Institutionen, für die Übernahme seiner Linie ein.»

Freilich blieben trotz dieser Vorstösse Djilas und seines Kreises die ganze Kritik am Sowjetsystem wie auch die jugoslawischen Verbesserungen, wie es in der stalinistischen Ausdrucksweise heisst, rein «formalistisch». Vor allem vermieden die jugoslawischen Kommunisten peinlich die Erkenntnis, dass die vielgelästerte Stalin-Bürokratie ihre böse Macht nicht aus sich selbst bezieht, sondern allein aus der Parteidiktatur, die dahinter steht.

Dagegen aber ging, in den letzten Monaten mehr und mehr, der Kampf Djilas. Die Partei sollte nicht bloss ihren Namen in «Bund» verharmlosen, sondern auf den diktatorischen Charakter verzichten. Diesen Bemühungen hat das Zentralkomitee des «Bundes» am 17. Januar ein gewaltsames Ende bereitet. Djilas habe ja selber geschrieben, äusserte sich Tito in der «Borba» vom 18. Januar, dass die Partei «nur dann auf ihre Macht verzichten kann, wenn sie nicht irgendeinem anderen in die Hände gerät, wenn einfach niemand mehr an sie herankommt, keine andere Klasse, keine andere Partei. In jedem anderen Falle kommt der Verzicht zur Macht dem Opportunismus und dem Verrat gleich.»

Djilas ist nicht nur vom kommunistischen Jugoslawien geopfert worden, damit Moskau gegenüber eine entgegenkommende Geste gemacht werde. Tito, Kardelj und die anderen Säulen des jugoslawischen kommunistischen Regimes konnten aus ihrer praktischen Haltung schliesslich doch nicht auf die leninistische Doktrin von der Diktatur der Partei verzichten, ohne die Existenz des Regimes in Frage zu stellen.

Die grundsätzliche Seite

Der Fall Djilas ist von grundsätzlichem Interesse, weil er zeigt, wie die Berührung mit der Aussenwelt auf denkende Kommunisten wirkt. *Ohne Eisernen Vorhang zerfällt schliesslich*

die strenge kommunistische Ideologie. Wo sie aber zerfällt, verliert das totalitäre Regime seine sozusagen moralische Rechtfertigung.

In der Sowjetunion hatte das diktatorische Regime Stalins während des Krieges die Zügel gelockert. Weil alles im Lande auf die Kriegsführung konzentriert werden musste, blieb keine Kraft mehr für die besondere Pflege des marxistisch-bolschewistischen Bewusstseins im Volk. Das war auch gar kein Nachteil für das Regime: Mit patriotischen und nationalrussischen Idealen liess sich im Krieg viel besser arbeiten. Auch antikommunistische Kreise wurden so zur positiven Mitarbeit bewogen. Bald nach dem Krieg zog der Diktaturstaat die Zügel wieder an. Das organisatorische Mittel dazu waren die kommunistische Partei als Alleinherrscherin im Staat und die Staatspolizei. Das geistige Mittel, mit dem die Diktatur des Proletariats sich überhaupt rechtfertigt, ist die kommunistische Doktrin und Ideologie.

Ähnlich muss jetzt Tito, ob er will oder nicht, den «demokratischen Zentralismus» wieder schärfer betonen. *In einem System grösserer Meinungsfreiheit würde unfehlbar der «Klassenfeind» bald die Oberhand erlangen.* Die Erwartung, dass ein kommunistischer Staat, ohne sich aufzulösen, freiheitliche Tendenzen dulden könne, ist völlig utopisch. Nach dem Gesetz, nach dem er angetreten ist, muss er sich gewaltsam behaupten.

Freilich, einmal werden die Widersprüche, in welche die Wirklichkeit mit der kommunistischen Ideologie gerät, sich doch so zuspitzen, dass eine Änderung unvermeidlich wird.

K. St.

Wie steht es mit dem Geburtenrückgang?

Der letzten Ausgabe des Statistischen Jahrbuches der Schweiz (1952, S. 534/35) entnehmen wir auszugsweise die folgenden Ziffern, denen wir nur einige wenige Hinweise hinzufügen, da die Zahlen genügend für sich selber sprechen. Einige besonders bemerkenswerte Ziffern sind von uns kursiv gesetzt.

Bevölkerungsbewegung in einigen Ländern seit 1931 (auf 1000 Einwohner).

Jahre	Belgien	Dänemark	Deutschland	Finnland	Frankreich	Grossbritannien	Italien	Niederlande	Norwegen	Österreich	Portugal	Schweden	Schweiz	Spanien	Japan	Argentinien	Chile	Kanada	USA	Austral. Bund
Heiraten																				
1931–35	7,8	8,7	9,3	7,2	7,3	7,9	6,8	7,2	6,5	6,8	6,6	7,3	7,7	6,5	7,6	6,5	6,9	6,5	9,2	7,2
1936–40	6,7	9,2	9,5	8,6	6,0	9,5	7,6	7,9	8,6	11,3	6,3	9,1	7,4	6,0	8,4	7,1	8,1	8,5	11,0	9,3
1941–45	7,1	9,1	7,3	9,2	6,6	8,3	5,8	7,5	8,0	6,8	7,4	9,7	8,3	7,0	10,0	7,2	8,3	9,7	11,9	9,9
1946–50	9,4	9,4	10,1	10,3	9,7	8,7	8,6	9,4	9,0	9,9	7,8	8,5	8,4	7,6	10,7	8,4	8,1	9,6	12,7	9,8
Lebendgeborene																				
1931–35	16,7	17,8	16,5	19,5	16,5	15,5	*23,9*	21,2	15,2	14,4	*29,0*	14,1	16,4	*27,2*	31,6	26,4	*33,6*	21,5	17,2	16,9
1936–40	15,0	18,0	*19,6*	19,8	14,5	15,4	23,2	20,4	15,5	16,5	26,4	14,8	15,2	21,7	28,8	24,1	32,9	20,5	17,3	17,5
1941–45	14,1	21,3	16,5	21,5	15,1	16,3	19,6	22,2	18,7	*17,7*	24,6	*18,7*	18,9	22,7	28,8	23,8	33,1	23,5	20,2	20,3
1946–50	17,5	20,6	16,5	*26,8*	*20,9*	*18,3*	21,3	*25,9*	20,6	16,8	25,0	18,2	19,0	21,6	30,8	25,1	33,1	*27,0*	*24,1*	*23,4*
1949	17,2	18,9	16,8	*26,1*	*20,9*	17,0	20,4	*23,7*	19,5	16,3	25,5	17,4	18,4	21,7	*32,8*	25,0	33,2	27,3	23,9	22,9
1950	16,9	18,6	16,2	24,5	20,5	16,2	19,6	22,7	19,1	15,6	24,4	16,4	18,1	20,2	28,2	25,3	32,4	27,1	23,5	23,3
1951	16,4	17,8	15,8	23,0	19,5	15,8	18,1	22,3	18,5	14,8	24,5	15,6	17,2	*19,9*	*25,4*	24,9	32,4	27,2	24,5	22,9
1952	—	17,8	*15,7*	23,0	19,2	15,7	*17,6*	22,4	18,7	*14,6*	24,7	15,5	17,4	20,8	—	24,9	*33,6*	*27,4*	*24,6*	*23,3*
Geburtenüberschuss																				
1931–35	3,8	6,9	5,3	6,1	0,8	3,3	9,8	12,3	4,8	*0,9*	12,1	2,5	4,6	10,8	13,7	14,3	9,2	11,7	6,3	7,9
1936–40	1,2	7,5	*7,6*	4,9	-1,5	2,7	9,4	11,5	5,1	2,3	10,7	3,1	3,6	3,7	11,5	12,4	9,7	10,7	6,3	7,9
1941–45	-0,6	11,2	4,5	5,5	-2,3	4,3	5,1	10,9	8,2	1,2	9,0	*8,1*	7,6	7,3	10,0	13,8	4,7	13,7	9,6	9,4
1946–50	*4,6*	*11,3*	5,6	*15,6*	*7,9*	*6,7*	*10,4*	*18,0*	*11,4*	*4,3*	11,6	8,0	*8,2*	9,9	17,6	15,7	16,1	17,9	14,3	13,6
1949	4,3	10,0	6,6	14,9	7,2	5,3	9,9	15,6	10,5	3,4	11,4	7,4	7,7	10,1	*21,2*	15,9	15,1	18,1	14,2	13,4
1950	4,4	9,4	5,9	14,4	*7,9*	4,5	9,8	15,2	10,0	3,2	12,2	6,4	8,0	9,3	17,3	16,2	16,7	18,1	13,9	13,7
1951	3,8	9,0	5,3	13,0	6,2	3,2	7,8	14,8	10,1	2,1	12,1	5,7	6,7	8,3	15,4	16,1	16,7	18,2	14,8	13,2
1952	—	8,8	5,2	13,5	6,9	4,3	*7,6*	15,1	10,4	2,7	*12,9*	5,9	7,5	*11,1*	—	16,1	*19,8*	*18,8*	*15,0*	*13,9*

1. Die Heiratshäufigkeit ist bei allen Ländern im Jahrfünft 1946–50 am grössten. Das erklärt sich aus dem Wegfall der Hemmnisse, die viele Ehen während des Krieges verhinderten. Ein Teil des Geburtenanstieges in diesem Jahrfünft ist dieser grösseren Heiratshäufigkeit zuzuschreiben, da in den ersten Jahren der Ehe die Kinder am häufigsten sind.

2. Die Geburtenzahl ist in diesen selben Jahren am grössten. Trotz der eben erwähnten Einschränkung scheint es sich doch um einen echten Anstieg der Geburtenzahl je Ehe zu handeln.

Im einzelnen fällt auf:

Von den nordischen Ländern haben Dänemark und Norwegen, besonders aber Finnland eine relativ hohe, Schweden dagegen eine niedrige Geburtenziffer. Finnland hat

seit der akuten Bedrohung durch Russland die Geburtenzahl auffallend gesteigert.

In Deutschland war die Geburtenziffer 1936–40 mit 19,6 weitaus am höchsten, eine Folge der nationalsozialistischen Geburtenpolitik.

Sehr bemerkenswert ist der Anstieg der Geburtenziffer in Frankreich. Von einem Mittel von 14,5 in den Jahren 1936–40 stieg die Ziffer auf 20,9 während 1936–50 und vermochte sich auch nach 1950 noch relativ hoch zu halten. Ebenfalls die Auswirkung einer folgerichtigen Familienpolitik.

Italien hatte die höchsten Ziffern 1931–40, zur Zeit des Faschismus, der ebenfalls eine intensive Familienpolitik betrieb. Um so auffallender ist der Rückgang in den späteren Jahren.

Trotz Besetzung und Verlust der Kolonien haben auch die Niederlande die Geburtenziffer auf eine erstaunliche Höhe gesteigert. In ihr drückt sich der Wille zur nationalen Selbstbehauptung (vgl. Finnland!), aber auch der Erfolg einer sorgfältigen Familienpolitik aus.

Sehr tief ist wiederum die Geburtenzahl in Österreich, wo sie zur Zeit der nationalsozialistischen Besetzung und des Krieges (!) immerhin auf 17,7 gestiegen war. 1931–35 war sie auf einem Tiefpunkt von 14,4; 1952 ist sie wiederum auf 14,6 zurückgefallen.

Portugal und Spanien haben immer noch eine sehr hohe Geburtenzahl, Portugal freilich erheblich höher als Spanien, das von 27,2 (1931–35) auf 19,9 im Jahre 1951 zurückfiel. Bei beiden Völkern aber ist der Geburtenüberschuss 1952 am höchsten: eine Folge der besseren hygienischen Verhältnisse und insbesondere der geringeren Säuglingssterblichkeit.

Japan hat die höchste Geburtenziffer und weitaus den grössten Geburtenüberschuss im Jahre 1949 (!). Innert zwei Jahren ist aber die Geburtenziffer von 32,8 auf 25,4 gefallen. Es ist anzunehmen, dass hier die Propaganda für Geburtenkontrolle, die von interessierter Seite sehr gefördert wurde, ihre Wirkung getan hat.

Sehr hohe Geburtenziffern weisen die amerikanischen Staaten auf, die höchste unter den angeführten hat Chile mit 33,6 (1931–35 und 1952!). Erheblich gestiegen ist sie auch in Kanada, USA und Australien. *Bemerkenswert ist USA. Trotz der fortschreitenden Verstädterung steht die Ziffer über sämtlichen europäischen agrarischen Staaten, über die genaue Zahlen erhältlich sind, einzig Portugal ausgenommen.*

Unter den angeführten Völkern fehlen einige von grösster Bedeutung: Russland, China, Indien, von denen nur ungenügende und jedenfalls mit den europäischen kaum vergleichbare Zahlen erhältlich sind.

Um aus den jeweiligen Zahlen weitergehende Schlüsse ziehen zu können, müssten die einzelnen Zahlenreihen genauer untersucht und ergänzt werden. Vor allem müssten nicht nur die rohen Geburtenziffern, sondern der Altersaufbau der Bevölkerung, Heiratshäufigkeit und Heiratsalter, die Zahl der Ehefrauen und die Ehescheidungshäufigkeit und anderes mehr in Erwägung gezogen werden. Trotzdem sind die angeführten Daten lehrreich genug, um einige landläufige Vorurteile und summarische Aburteilungen zu widerlegen. Dd.

Verbilligte Bücher

herausgegeben von Rud. Alex. Schröder

Lyrische und epische Dichtungen
Inhalt: Gedichte / West-östlicher Diwan / Hermann und Dorothea / Reineke Fuchs / Der ewige Jude / Die Geheimnisse / Achilleis. 756 Seiten mit einer tabellarischen Uebersicht über Leben und Werke Goethes und einem ausführlichen alphabetischen Verzeichnis der Gedichte.

Italienische Reise
sowie Aufsätze und Abhandlungen zur Literatur und Kunst, 816 Seiten.

Faust / Reisen
Inhalt: Urfaust / Faust 1. Teil / Faust 2. Teil, Anmerkungen von R. A. Schröder / Pandora / Epimenides / Schweizer Reise 1797 / Campagne in Frankreich 1792 / 816 Seiten.

Dramen
Inhalt: Götz / Clavigo / Stella / Iphigenie / Tasso / Die natürliche Tochter / Triumph der Empfindsamkeit / Die Geschwister / Die Laune des Verliebten / Jahrmarktsfest zu Plundersweilern / Die Mitschuldigen / Die Vögel / Prometheus / Egmont. 702 Seiten.

Jeder Band in Halbleinen früher DM 15.—, jetzt 6.80.

Katalog «Verbilligte Bücher» kostenlos bei BUCH UND PRESSE, Versandbuchhandlung Heidelberg O, Schliessfach 140.

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 1, Auf der Mauer 13, Tel. (051) 28 54 58.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 1, Auf der Mauer 13, Telephon (051) 28 54 58, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 11.60; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. — Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.— Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Van Mierlo & Co., Banquiers, Bruxelles, Compte Chèques Postaux 7677. — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Kemper Verlag, Heidelberg, Postfach 474, Postcheckkonto Karlsruhe 78739. Jährl. DM 11.60; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. f.Fr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.

BURCH — KORRODI

JUWELIER SWB BAHNHOFSTRASSE 44 ZÜRICH TEL. 23 72 45

Schmuck - Tafelsilber - kirchl. Geräte

Eine Handvoll Staub

ROMAN VON EVELYN WAUGH 320 S., Ln. Fr. 9.30

Waughs Meisterwerk in sprachlich revidierter Ausgabe! Mit dieser ironischen Sittenschilderung der englischen Gesellschaft gibt Waugh ein erschütterndes Bild vom Menschen unserer Zeit, der trotz seiner scheinbaren Verlorenheit auf der Suche nach Gott ist.

Die Rechnung ging nicht auf

ROMAN VON OTTO GOLDMANN 344 S., Ln. Fr. 8.10

Gibt es eine Flucht aus einer unglücklichen Ehe? Dieses Grundthema wird in atemraubender Faszination an lebendigen Menschen erlebt und erlitten.

SCHWEIZ: CHRISTIANA - VERLAG ZÜRICH 52

«... ein hervorragendes Werk der

Gebetserziehung und Gebetsbildung»

C. M. de Heredia S. J.

EINE QUELLE DER KRAFT

Vom Bittgebet, das Berge versetzt

Uebersetzt von Abt Eugen Fiderer. 332 Seiten, Leinen sFr. 9.20, kart. 7.60

«Der Wert des Buches ist ein zweifacher, indem es die hohe Bedeutung der betenden Macht überzeugend zu erklären und den Weg hierzu zu eröffnen vermag. Dabei liest sich das Buch so anregend, unterhaltend und leicht, dass jeder Leser mitkommen kann.»

In jeder Buchhandlung erhältlich

Marianischer Verlag Innsbruck

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich

H. Börsig's Erben A.G., Zürich